

Südlich des Gotthards

Ist es eine bessere Welt oder nur das, was wir dafür halten? Auch dort sind Geschichten nur Geschichten, aber manchmal verleiht ihnen das Umfeld ein anderes Gesicht. Doch die Probleme des Lebens bleiben immer dieselben.

In der Stille des späten Jahres

Die flache Wintersonne fällt schräg durch das Astgewirr in das trockene Kastanienlaub und da ist dieses Leuchten aus Ocker, Neapelgelb, Englischrot, Umbra und Goldstaub, von allem etwas, ein Licht, das nicht einzufangen ist, fast nur ein flüchtiger Schein, nach dem man hascht und den man doch nie fassen kann. Ein Licht, das den ganzen Winter über andauert, erst im April zu verblassen beginnt und in ein falbes Graubraun übergeht, nachdem viele Winterregen und manchmal auch Schnee auf das Laub gefallen sind. Das Winterlicht des Malcantone.

Die Bergwiesen am Monte Lema sind gelb, das karge Gras ist dürr und trocken. Etwas höher oben am Südhang leuchten die Heidelbeersträucher in einem zarten Violett zwischen den grauen Felsbändern. Ein Bussard kreist weit oben über den Felsschründen, manchmal steht er fast still im Aufwind.

Ein Bach springt über die glatt geschliffenen Kiesel talwärts, weiss schäumend oder grünblau an Stellen, wo sich das Wasser in kleinen Becken sammelt. In den Kieseln helle Adern und Einschlüsse wie Gesichter und Figuren. Am Rande des Baches Schotter, hellgrau, stellenweise silbern glitzernd, dazwischen rostbraune eisenhaltige

Steine. In tieferen Becken gelegentlich eine Forelle, still gegen die Strömung stehend.

In den Obstgärten die entblätterten Baumgerippe. Vereinzelt an den Zweigen noch verfaulte Cachifrüchte, die längst ihr goldenes Gelb des Herbstes verloren haben und braun und unansehnlich geworden sind, viele von Vögeln aufgehackt, faulend. Apfelbäume mit letzten Äpfeln, geschrumpft, gelb und rot. Unter den Kastanienbäumen Haufen von stacheligen Frucht-Hüllen. Sie verdorren rasch, aber brauchen Jahre, bis sie zu Erde werden. Zwischen ihnen liegen bis zum Frühjahr noch die hellbraun glänzenden Früchte, die sich schon nach wenigen Wochen dunkel- bis schwarzbraun verfärben, angenagt von Mäusen und Siebenschläfern.

Der Wind: manchmal stürmisch im Herbst, die dürrer Blätter hoch über die Dächer empor wirbelnd, wie Schneefall. Er beugt die Bäume, entwurzelt manchen, bricht die dürrer Äste und lässt sie splitternd und krachend zu Boden stürzen, dann wieder als lauer Nordföhn den Himmel aufklarend, die Wolken nach Italien hinunter wegweisend. Als Folge davon die ganz klaren Wintertage unter einem unwirklich tiefblauen Himmel über den Buden und Ständen des Weihnachtsmarktes in Lugano, eingehüllt in einen Duft aus Räucherkerzen und Backwerk.

Das Dezemberlicht schwindet früh, im Norden steht am Horizont eine Wolkenwand, die aufgebrochen ist und deren Reste sich als violettrote Zirren gegen die Alpen zu auffächern. Weiter entfernt ist der Himmel ein gelber Strich, gegen den sich die spitzen Kämme der Alpen gestochen scharf abheben. Gegen Abend leuchtet das Blau des Himmels noch eine Zeitlang über den länger werdenden Schatten, manchmal ziehen Federwölkchen auf und verfärben sich orange, oft auch violett, so, als ob

der Himmel in Flammen stünde. Zuletzt steht der rote Feuerball der Sonne knapp über den fernen Bergkämmen, langsam eintauchend, bis nur noch ein heller Saum über den scharf gezeichneten Spitzen liegt. Am Ende das Dunkel, das die Konturen löscht. Später der Mond, gross und blass, wenn er voll ist; er steigt aus den schwarzen Schatten der Wälder und legt die verwinkelten Gassen in ein diffuses Licht.

Spät in der Nacht die Heimkehr im Mondlicht von der Alpe di Maggio hinunter ins Dorf. Wenn der Mond gross und rötlichgelb ist, braucht es keine Laterne. Der Pfad ist voller Laub, stellenweise hat es so viel angeweht, dass man bis über die Knöchel einsinkt. Es raschelt und rauscht beim Schreiten. Die Äste der Kastanien knarren im leichten Nordwind, ab und zu ruft ein Waldkauz, weiter entfernt tönt das heisere Bellen eines Fuchses. Ein Marder huscht über den Weg, ein schmaler länglicher Schatten.

Manchmal auch trübe Tage, das Dorf verhüllt im Grau der Wolken, aus denen es unaufhörlich giesst, stundenlang, tagelang, endlos. Gelegentlich geht der Regen in Schnee über, der erst die Zweige der Sträucher, schliesslich den Boden zu decken beginnt, anwachsend, Zentimeter um Zentimeter, ab und zu bis zu einem halben Meter hoch. Die Strassen sind still geworden, die abgestellten Autos zu Fabelwesen eingeschnitten, die Dorfstrasse nur noch ein schmaler Pfad im eintönigen Weiss, Gärten und Häuser „sommerso nella neve“, ertrunken im Schnee. Später wird alles zu einem matschigen Brei werden, wenn der Schneefall vorüber ist und es zu tauen beginnt.

Manchmal bleibt der Schnee liegen, eine zusammenhängende Decke, die die Konturen verwischt, ausserhalb des Dorfes nur unterbrochen durch eine einsame

Spur. Ein Hase, ein Fuchs, ein Wildschwein, eine verwilderte Katze? Ein paar Tage später, nachdem die Sonne zurück gekommen ist, liegen nur noch einzelne schmutzige Flecken auf dem gelbbraunen Untergrund, vielfach durchkreuzt von einem Muster aus Wildspuren aller Art. Selten bleibt der Schnee länger liegen, meist ist die Südflanke des Monte Lema bald wieder frei und leuchtet in allen Farbschattierungen: direkt unterhalb der weissgepuderten Bergspitzen eine Palette aus Grau- und Brauntönen mit violetten und dunkelgrünen Bändern, weiter talwärts Kastanienwälder in ihren ockerfarbenen Tönungen, erdbraun da, golden dort, wo die Sonne das dürre Laub trifft.

Das Winterlicht im Malcantone, oft gemalt und nie auch nur annähernd getroffen, das toskanische Licht, das nur die italienischen Maler des Mittelalters auf die Leinwand zaubern konnten, mit unbekanntem Farbmischungen und längst in Vergessenheit geratenen Pigmenten, Geheimnisse vergangener Zeiten.